

Sermannstädter Zeitung vereinigt mit dem Siebenbürger Boten.

Abonnementspreis:
in loco:
Halbjährig . . . 20 Kr. — 5.
Vierteljährig . . . 10 " — 5.
Monatlich . . . 1 " 70 "
Mit Zustellung in's
Haus monatlich 2 " — "
Einzeln Nummern 10 S. "
Mit Postverendung:
im Inland:
Halbjährig . . . 14 Kr. — 5.
Vierteljährig . . . 7 " — "
im Ausland:
Halbjährig . . . 18 Kr. — 5.
Vierteljährig . . . 9 " — "
Für die Redaktion verantwortlich:
Friedrich Roth.
Manuscripte werden nicht zurück-
gegeben; unentgeltliche werben nicht an-
genommen.

Verkauf:
werden in der Administration
dieses Blattes (Wintergasse 9)
angenommen;
ferner bei den Annoncen-Expediti-
onen: in Budapest: Bernhard
Eckstein, A. V. Goldberger,
Haasenstein & Vogler, Julius
Leopold; in Wien: A. Oepel,
J. Danneberg, H. Schalk, M.
Dukas' Nachf. (M. Augenfeld
& E. Lesner), Haasenstein &
Vogler, R. Mosse, E. Braun;
in Berlin, Hamburg, Paris:
Haasenstein & Vogler; in
Frankfurt a. M.: Haasenstein
& Vogler, G. L. Daube & Co.
Insertionspreis:
Der Raum einer einseitigen
Garmontze kostet beim ein-
maligen Einrücken 14 Heller,
das zweite Mal je 12 Heller,
das dritte Mal je 10 Heller.

Verlags-Abonnements-Bureau: In Mediasch bei J. Hedrich's Erben, Buchhandlung; in Mühlabach bei Josef Hentz, Buchhandlung; in Klausenburg bei Johann Stela, Buchhandlung; in Kronstadt bei Heinrich Zeldner, Buchhandlung; in Hermannstadt bei Georg Serfözö, Kaufmann, Schmitzstraße Nr. 17, und J. Frank, Kaufmann, Ulldachgasse 59, woselbst die Abonnements-Verträge franco erbeten werden.
N^o. 16. Sermannstadt, Freitag den 20. Januar 1905. 121. Jahrgang.

Zur Nationalitäten-Frage.

Budapest, 17. Januar.

Es ist ein schwieriges Thema, welches Graf Stefan Tisa am 15. d. in seiner Rede angeschnitten hat: die Nationalitäten-Frage; und daß es schwierig geworden, daran ist — abgesehen von einem Theile unserer Nationalitäten selbst — Niemand Anderer schuld, als die Oppositionellen. Das Actuellewerden der Angelegenheit haben nur sie auf dem Gewissen.

Vor wenigen Tagen haben sie eine neue Sünde des Minister-Präsidenten entdeckt und ausgeschrotet: Graf Tisa, sagen sie, „pactirt“ mit den Nationalitäten; er liefert ihnen Das und Jenas aus, um von ihnen ihre Unterstützung bei den bevorstehenden Wahlen zu erlangen. So absurd diese Behauptung auch ist, der Minister-Präsident hat es doch der Mühe werth gefunden, eine Antwort darauf zu ertheilen, und widerlegte alle, in die Form sehr durchsichtiger Wahlmandver gekleideten Anschuldigungen der Oppositionellen.

Ihm ein „Pactiren“ mit irgend einem Gegner vorzuwerfen, zeugte von völliger Unkenntnis der Ereignisse des letzten Jahres. Was doch von den Oppositionellen nicht angenommen werden kann! Er selbst hat ironisch von seiner „bekannten Vorliebe für's Pactiren“ gesprochen — man könnte dem Grafen Tisa alles Mögliche vorhalten, doch ihn des politischen Markens beschuldigen darf man nicht. Tausend's „Durchwurfseln“ ist nicht seine Regierungs-Maxime.

Einen „Pact“ mit den Nationalitäten dürfte er schon aus tactischen Gründen nicht abschließen. Aber auch sie nicht mit ihm. In dem Momente, wenn sich irgend ein ungarischer Minister-Präsident beifallen ließe, sich mit irgend einer Nationalität auch nur in einen politischen Tauschhandel einzulassen, könnte und würde diese unfehlbar von den Oppositionellen benützt werden, um ihn des Vaterlandsverrathes zu geizen; dadurch wäre ihr eine ganz vorzügliche Waffe gegen die Regierung in die Hand gegeben, und die Schläge, die sie mit der austheilen würde, träfen solch' eine unvorsichtige Regierung in gleichem Maße, wie die Nationalitäten. Graf Tisa ist ein viel zu routinirter Politiker, als daß er sich je eine solche Blöße gäbe; das ethische Moment soll hierbei gar nicht berücksichtigt werden.

In dem beispielsweise erwähnten Falle — die Unmöglichkeit als Möglichkeit hingestellt — würden aber, wie gesagt, auch die Nationalitäten schwer darunter zu leiden haben, daß es zwischen der Regierung und ihnen zu „Besprechungen und Feststellungen“ gekommen. Diese Regierung würde doch in kürzester Zeit von den sich als logische Folge ihrer Handlungsweise entwickelnden Ereignissen überrollt und dann frei der Willkür unserer laut nach Sühne schreienden Chauvins ausgeliefert werden; dann kämen natürlich die an's Ruder, und deren Herrschaft würde für die Nationalitäten eine unheilvolle sein. Es bedarf dies keiner weiteren Erklärung, mit mathematischer Gewißheit kann man vom Einleiten eines derartigen Experimentes auf dessen Ausgang schließen.

Nun bedeutet die Thatsache, daß das „Pactum“ nicht zu Stande kam, noch lange nicht den ewigen Krieg zwischen den Magyarern und den Nationalitäten. Ein friedliches, erprobtes Nebeneinanderwohnen

ist für alle Söhne aller Völker möglich in diesem Lande; die Interessen der Einen brauchen keineswegs die der Anderen zu kreuzen, ja sie laufen vielfach parallel mit einander. Eine kluge Regierung weiß immer die Fäden in Ordnung zu halten, damit das Gewebe ein gutes und gleichmäßiges werde.

Graf Stefan Tisa hat zu wiederholten Malen seine Bereitwilligkeit zu gemeinsamer Culturarbeit erklärt, er will den Nationalitäten in jeder Weise entgegen kommen, ihnen in Allem und Jedem behilflich sein, vorausgesetzt natürlich, daß sie nichts Unmögliches verlangen, daß ihre Wünsche nicht an unseren Staats-Grundgesetzen scheitern. Denn über Alles steht der Staat — der ungarische Staat, dessen Wesen und Eigenart gewahrt werden soll und muß. Das ist die Pflicht einer jeden guten Regierung. Und sie muß auch dem äußeren Zeichen des Staates Geltung verschaffen — vor Allem der Staatsprache. Davon kann nicht abgegangen werden; an der Staatsprache muß jede Behörde festhalten, nicht ein Jota darf der ungarische Staat von diesem seinen Rechte nachlassen. Andere Staaten thun das auch nicht; sie thun aber noch viel mehr, als der ungarische. Bei uns in Ungarn genießen die Nationalitäten ein Maß persönlicher Sprachlicher Freiheit, wie sonst in keinem mehrsprachigen Staate. Dagegen dürfen sie sich freilich nicht stemmen, daß ihre Kinder ungarisch erlernen sollen.

Es ist eigentlich ganz unbegründet, daß die Führer der Nationalitäten dieser nur zu berechtigten Forderung nicht nachkommen wollen. Sie selbst sprechen ganz vorzüglich ungarisch — Graf Tisa erwähnte dies besonders! — und ihre Zweisprachigkeit hat ihnen wohl keinen Schaden gebracht. Mehrsprachigkeit ist überhaupt nur von Nutzen. Und man gibt auch nicht seine eigene Nationalität auf, wenn man neben der Muttersprache auch noch eine zweite Sprache erlernt. In westlichen Ländern ist man längst zu dieser Einsicht gelangt. In Deutschland lernt der Junge in der Schule eine oder zwei fremde europäische Sprachen — obligatorisch; man ist dort allerdings auch nicht „empfindlich“ — gibt es ja in Berlin königliche Lehranstalten, die „Französisches Gymnasium“ heißen und keinem preussischen Beamten ist es eingefallen, den Titel anzutasten! Die preussischen Lieutenants lernen russisch, die französischen deutsch — trotz Sedan — ist dadurch je ein deutscher Officier zum Russen, ein französischer zum Preussien geworden? Und erst in allerjüngster Zeit wurde auf Anregung Kaiser Wilhelm's ein deutsch-amerikanischer Gelehrten-Austausch beschloffen — Gelehrsamkeit ist eben international, und auch unsere Culturarbeit sollte es sein!

Die ungarländischen Nationalitäten sollten sich in ihrem ureigensten Interesse nicht solchen Wahheiten verschließen. Die werden ihnen oft vorgehalten; es wäre an der Zeit, daß sie beherzigt würden. So gar viel verlangt ja von ihnen Niemand! Ein wenig Achtung vor dem Gelehrten — das ist Alles. Allerdings, wenn sie das Gelehrte umgeben wollen, könnte das ihnen schlecht bekommen. Das Nationalitäten-Gelehrte ist keine Schöpfung für ewige Zeiten. Wenn's noththut, wird es abgeändert werden, werden müssen, und die widerpenstigen Nationalitäten — alle sind es nicht, weder die Masse, noch die Einzelnen! — werden dann die ganze Strenge des neuen, strengen Gelehrtes zu spüren bekommen. Der Selbsterhaltungstrieb gebietet es Allen, die es angeht, den For-

derungen der ungarischen Regierung nachzukommen; wenn sie dies thun, so wird nie, nie eine Aenderung des Bestehenden erfolgen; wenn nicht — nun, ein Jeder ist für sein Thun und Lassen verantwortlich, ein Jeder hat die Consequenzen seiner Handlungsweise zu tragen. A.

Zur Lage in Oesterreich.

Prag, 17. Januar. Die „Politik“ meldet aus Wien: Der frühere Minister-Präsident Dr. v. Koerber conferirte heute sehr lange mit dem Minister-Präsidenten Baron Gautsich. Diese Conferenz erregte allgemeine Beachtung und gab zu dem Gerüchte Anlaß, daß das Ministerium vor einer Reconstruction stehe. Unterrichtsminister Hartel und Finanzminister Kofel sollen ausscheiden. Als Nachfolger des Unterrichtsministers wird der Abgeordnete des polnischen Großgrundbesitzes Universitäts-Professor Dr. Michael Bobrzyński bezeichnet. Die Besetzung des Finanzportefeuilles durch einen deutschen Parlamentarier soll auf Widerspruch stoßen. Als wahrscheinlicher Nachfolger des Finanzministers wird der Vicepräsident der niederösterreichischen Finanz-Landesdirection Dr. Alexander Spizymüller genannt.

Wien, 17. Januar. Gerücheweise verlautet, daß auch der geschäftliche Landesminister Dr. Randa aus dem Ministerium scheiden und durch einen junggeschichtlichen Abgeordneten, Dr. Barak oder Dr. Kramar, ersetzt werden soll.

Die Frage, ob es gelingen wird, die Tagesordnung des Abgeordnetenhauses sofort nach seinem Zusammentritt von den vorhandenen 181 Dringlichkeitsanträgen freizumachen, ist noch ungelöst. Dem Präsidenten Grafen Vetter wird die Absicht zugeschrieben, daß er eine Präsidialerklärung abgeben wolle, wonach die Zurückstellung der Dringlichkeitsanträge in Zukunft unstatthaft sei. Man erwartet, daß die Zungengehen, sowie die großen deutschen Parteien ihre Dringlichkeitsanträge zurückziehen werden, keineswegs ist aber sicher, daß dies auch seitens der radicalen Czechen und Alldutschen geschehen wird. Von alldentscher Seite wird sogar angekündigt, daß gleich in der ersten Sitzung ein neuer Dringlichkeitsantrag in Angelegenheit der bekannten clericalen Abwehraktion wegen des das Altarjacobinismus beschimpfenden Artikels des „Alldutschen Tageblatt“ eingebracht werden wird.

Minister-Präsident Freiherr v. Gautsich empfing den Statthalter von Tirol Freiherrn v. Schwarzenau, ferner den Obmann der Mittelpartei des Herrenhauses Fürsten Schönburg und die Abgeordneten Freiherrn v. Barisch, Dr. Ferjancsics und Professor Seibl. Dem letztgenannten Parlamentarier gegenüber wiederholte Freiherr v. Gautsich, daß es sein hauptsächlichstes Bestreben sein werde, den Reichsrath arbeitsfähig zu machen und eine Ausöhnung der Deutschen und Czechen zu fördern. Professor Seibl erwiderte, daß in diesen beiden Punkten die überwiegende Mehrheit der Deutschen und speziell er, als Vertreter der Autonomia, diese Bestrebungen nach allen Kräften unterstützen werde. Mit dem slovenischen Abgeordneten Dr. Ferjancsics besprach Freiherr von Gautsich unter Anderem die durch die Obstruction der clerical-slovenischen Partei herbeigeführten Verhältnisse im Krainer Landtage.

In Jenbach (Tirol) sprach der christlich-soziale Reichsraths-Abgeordnete Dr. Schöpfer (ein Geistlicher) über das Thema: „Oesterreich am Scheidewege“. Die Entscheidung, sagte Redner, müsse in kürzester Zeit fallen. Der stürmische Graf Tisa habe mit seiner Declaration, daß der politische Schwerpunkt nach Ungarn verlegt werden müsse, die Sache auf die Spitze getrieben und seine Finger damit auf die wundesten Stellen des österreichisch-ungarischen Problems gelegt. Aus dem alten traditionellen Kaiserthume Oesterreich, der durch den Dualismus bereits zu einem Oesterreich-Ungarn entartet wurde, soll nun ein Ungarn-Oesterreich und schließlich gar ein ungarischer Staat werden. Graf

Feuilleton.

Ein Familien-Geheimniß.

Roman von Ernst Golling.
(26. Fortsetzung.)

„Aber nun erklären Sie mir, Ribbed“, sprach Grabow, in einen gelinden Zorn gerathend, „was Sie eigentlich dazu veranlaßt, mich an der Nase herumzuführen! Welchen Zweck verfolgen Sie denn überhaupt damit, daß Sie sich stockblind stellen?“

Das Schreie, Verschlossene in dem Weien des Alten hatte ihm schon oftmals zu denken gegeben, und diese raffinierte Verstellung desselben erregte sein Mißtrauen im höchsten Grade.

„Du lieber Gott, wie kann Sie das nur gleich so aufbringen“, versuchte Ribbed, einzulenen. „Sie wissen ja, die Leute haben eher Mitleid mit einem Menschen, der außer mit dem Alter noch mit irgend einem Gebrechen behaftet ist.“

„Aha! Jetzt verstehe ich! Ihre vermeintliche Blindheit sollte Theilnahme erwecken und Ihre Einnahmen verbessern!“ rief Grabow, durch diese Erklärung einigermaßen beruhigt. „Aber mir gegenüber brauchen Sie doch kein Geheimniß daraus zu machen.“ schloß er vorwurfsvoll.

„Sie haben Recht, Ihnen konnte ich mich anvertrauen. Aber Sie sind mir deshalb nicht böse, nicht wahr?“

Grabow war schnell befangen, er schüttelte dem Alten die Hand, und sie waren wieder gute Freunde. Darauf erzählte er von dem Besuche des Obersten, wobei er sich in nicht gerade lebenswürdigen Bemerkungen über diesen und seine Schwester erging; auch erwähnte er das Verbot des Spielens auf dem Leierkasten im Hause, wodurch er Ribbed zu einem giftigen Ausfall gegen Friederike veranlaßte. Der Alte konnte seinen Haß gegen die ihm immer unbehaglicher werdende Frau nicht ver-

bergen, und er hielt es auch nicht für notwendig, vor ihrem Bruder irgendwelche Vorurtheile in seinen Ausdrücken walten zu lassen, mußte er doch, daß ihre Ansichten sich in diesem Punkte vollständig deckten.

X.

Auf Hedwig's Augen hatte sich während der ganzen Nacht kein Schlaf herabgelassen. Die namenlose Pein ihres Herzens ließ sie nicht die erhoffte Ruhe finden. Ihre Mutter hatte keine Ahnung davon, daß das arme Mädchen stundenlang aufrecht im Bette saß, händeringend und mit bangen Gedanken an den Geliebten beschäftigt.

Am nächsten Morgen erhob sie sich matt und abgespannt von ihrem Lager. Wohl that es Friederike in tiefster Seele weh, ihr Kind so schwer leiden zu sehen, und beim Anblick der blassen Wangen und der verweinten Augen Hedwig's stiegen ihr selbst die Thränen auf, aber sie konnte ja nicht helfen. Diesen Schmerz vermochte ja nur die Zeit zu lindern.

Nach dem Frühstück begab sie sich in das Geschäft. Den verhängnisvollen Brief an Willi hatte sie noch nicht geschrieben, und ihre Mutter ließ sie gehen, ohne sie daran zu erinnern, weil sie den Ausbruch des Schmerzes fürchtete. Dieser Tag war ein Samstag, wo es im Geschäft viel zu thun gab, so daß Hedwig's trübe Gedanken durch die Arbeit eine wohlthuende Ablenkung erfuhren.

Bei ihren Colleginen erregte sie durch die auffallende Blässe und ihr gänzlich verändertes Wesen große Verwunderung. Sie, sonst eine der Heitersten und Frohesten von Allen, war ja wie umgewandelt, kaum, daß sie die Fragen, welche das Geschäftliche betrafen, einflüßig beantwortete. Kein Wunder, daß die neugierigen, schwatzhaften Mädchen sich bald nach Kräften bemühten, den Grund ihrer Verstimmung zu erfahren. Hedwig hatte aber auf die Fluth von Fragen, mit der man sie überschüttete, keine Antwort. Sie besaß unter diesen Mädchen nicht eine intime Freundin, der sie ihren Kummer hätte anvertrauen können, und so war die stark mit Neugier gemischte Theilnahme, die man ihr entgegenbrachte, eher quälend, als wohlthuend für sie. In Wahrheit ging allein der Cassiererin, einem

schon älteren Mädchen, das Leid des armen Kindes zu Herzen. Lange beobachtete sie verstohlen das Gebahren Hedwig's, und wartete nur auf eine Gelegenheit, sie zu einer Mittheilung aufzufordern. Eine solche ergab sich bald. Hedwig hatte eben eine Käuferin bedient und den Preis der Waare mechanisch auf einen Zettel ihres Notizbuchs geschrieben. Als die Dame denselben mit dem Betrage bei der Cassiererin ablieferte, bemerkte diese auf den ersten Blick, daß die Verkäuferin einen Irrthum in der Rechnung begangen hatte. Nachdem die Cassiererin denselben stillschweigend berichtet, stellte sie Hedwig in wohlwollender Weise zur Rede. „Was fehlt Ihnen denn, liebes Fräulein, sind Sie krank? — Nicht? — Ist bei Ihnen zu Hause ein Unglück passiert? — Auch nicht? — Nun denn, haben Sie Liebesthümer? Nicht wahr, ich habe es getroffen?“ plauderte sie lächelnd weiter. Hedwig drehte verlegen das Gesicht zur Seite. „Gehen Sie doch“, scherzte die Cassiererin ruhig, „wer wird sich dergleichen so zu Herzen nehmen.“ „Er“ ist Ihnen untreu geworden, — na, dann verzeihen Sie ihn und nehmen sich einen Anderen — später. Das ist Gegendig.“

„Verzeihen Sie mich“, bat Hedwig geängstigt, „das Alles ist es nicht. Aber ich kann's Ihnen nicht sagen.“ Kopfschüttelnd stellte die Cassiererin ihre Fragen ein. Aus dem Mädchen war ja nichts herauszubringen.

Gegen ein Uhr befand sich Hedwig mit noch einer Verkäuferin allein. Ihre übrigen Colleginen waren zum Mittagstisch gegangen; auch diese Letzte verließ sie jetzt, und begab sich in den eine Treppe hoch gelegenen Lagerraum, um dort irgendwelche Beschäftigung vorzunehmen. Hedwig war dies Alleinsein erwünscht, konnte sie dabei doch ungehindert ihren Gedanken nachhängen, auch pflegte um diese Zeit höchst selten ein Käufer zu erscheinen. Sie setzte sich auf den verlassenen Platz der Cassiererin, preßte die brennende Stirn in die Handfläche und stützte die Arme auf das Pult. Die Ereignisse des vergangenen Tages zogen noch einmal an ihrem Geiste vorüber, und jetzt erinnerte sie sich auch ihres Verprechens, den Abgabebrief an Willi zu schreiben. Sie sollte ihm ja sagen, mit kalten dünnen Worten sagen, daß nun Alles aus sein müsse zwischen

das hier bildenden Felswand in den Loebwände. Die dadurch hervorgerufene 20 Fuß hohe Welle riß die in der Nähe befindlichen Häuser fort, wobei 39 Personen um's Leben kamen. Bis jetzt wurden vier Leichen geborgen. In Folge des am 17. d. herrschenden starken Sturmes konnte aus den anderen, am See liegenden Ortschaften keine Hilfe gebracht werden. — „Bergen Tidende“ meldet aus Nord-Sjorden, daß die große Fluthwelle außer den bisher gemeldeten Verletzungen noch drei große Höfe in Rosdal mitfortriß, wobei etwa sechzig Personen verletzt wurden und zahlreiches Vieh ertrank.

(Abgewiesene Einwanderer.) Aus Newyork wird berichtet: Seit dem 11. Januar wurden 1100 Einwanderer, größtentheils russische Juden, abgewiesen. Das sind 8 Percent, während früher 1 1/2 Percent der Ankömmlinge abgewiesen worden waren.

(Die Gräfin von Montignoso) bewohnt in Florenz, wie die „Berliner Neuesten Nachrichten“ mittheilen, die Villa Papignano in der Nähe von Fiesole. Die Villa liegt auf halber Höhe eines Delbaumbügels unweit des Klosters San Domenico, etwa vier Kilometer von Florenz entfernt. Von der Straße aus ist die Villa kaum sichtbar, da sie der Olivenhain neuerigeren Bäumen entzieht. Das Wohnhaus ist von einer hohen, zinnengeländerten Mauer umgeben und macht fast einen festungsähnlichen Eindruck. In Florenz besteht eine großherzogliche Vermögensverwaltung, da Ferdinand IV., der Vater der Gräfin Montignoso, noch ausgeübte Privatgüter in Toskana besitzt. Der großherzogliche Güterverwalter hat auch die Verwaltung der Villa Papignano mit übernommen. Der toscanische Adel, unter dem die großherzogliche Familie Freunde und Anhänger besitzt, bezieht der Gräfin lebhaftes Sympathien, doch empfangt sie nur wenige Personen. Ein viel geachteter Gast in der Villa Papignano ist nur der alte Graf Guicciardini. Die Gräfin bleibt fast stets in der Villa. Nur Sonntags zeigt sie sich und geht in's Kloster San Domenico zur Messe.

(England versinkt in's Meer!) Man schreibt der „Frankf. Ztg.“ aus London vom 12. d.: England versinkt in's Meer! An diese Thatsache hat der große Einsturz einer Kalksteinklippe bei Dover, der letzten Dienstag erfolgte, und dem wahrscheinlich weitere Klippenstürze folgen werden, aufs Neue erinnert. Kalksteingeröll von 200 bis 300 Metern Breite liegt jetzt vor dem steilen Kalkfelsen von St. Margarets Bay bei Dover; es ist der Rest der 280 Fuß hohen Felsmasse, die am Dienstag mit furchtbarem Getöse in das Meer stürzte. Oben auf der Höhe zeigen sich neue Risse, die sich stündlich erweitern, und eine weitere Felsmasse von etwa einer Million Tonnen Gewicht droht sich von Englands Boden loszureißen. Ähnliches geschieht an anderen Theilen der englischen Küsten. Man kann z. B. in Brighton beobachten, wie steil die Klippen in Folge früherer Abstürze geworden sind und wie leicht der Theil der hohen Klippe, auf der man gerade spazieren geht oder sich lagert, auch in das Meer hinabstürzen kann. Vor einiger Zeit wurden an dieser Stelle die armenigen Ruinen und Reste des ehemaligen Dunwich, der alten Hauptstadt von Ost-England, geschleudert. Von dieser alten befestigten Hafenstadt mit ihren 52 Kirchen sind auf der steilen und immer mehr der See zur Beute fallenden Küste von Suffolk nur wenige Ruinen übrig geblieben, auch sie sind dem Untergange geweiht, und nur wenige Gehöfte und Häuser führen den Namen der alten Stadt fort. Auf dieselbe Weise wie Dunwich verschwand der ehemals blühende Seehafen Ravensburgh, der größer und wichtiger war, als heute Hull. In einer Miniatur-Handschrift aus dem XV. Jahrhundert wird diese Stadt noch als prächtig geschildert, im Jahre 1538 ist sie zum letzten Male erwähnt, seitdem sind alle ihre Reste und auch ihr Name verschwunden. Andere englische Küstenstädte schweben in gleicher Gefahr, vom Meere verschlungen zu werden: man nennt als Beispiele Lomeston, Clacton, Aldeburgh, Walton-on-the-Naze und Beachy Head. Ueber die Bodenfläche, die das weiterobernde England auf diese Weise verliert, geben genaue Zahlen Auskunft. Jährlich geht England so viel Land verloren, wie Gibraltar an Boden untaugt, und allein an der Ostküste bröckelt jährlich soviel Land von England ab, wie die Insel Helgoland enthält. Was England in den letzten vierhundert Jahren an Boden verloren hat, entspricht an Flächeninhalt der jetzigen Grafschaft London.

(Der ewige Privatdocent.) Das preussische Kultusministerium erfährt eine stiebliche Beleuchtung durch ein kleines Geschichtchen vom internationalen Gelehrten-Congress in St. Louis, das jetzt die Runde durch die deutschen Zeitungen macht. Von allen in St. Louis veranstalteten Congressen ist dies der einzige wirklich hervorragende, an dem in der That Korrupturen aller Nationen theilnahmen. In den Beweisen persönlicher Werthschätzung, die die Amerikaner den zum Congress eingeladenen europäischen Gelehrten zutheil werden ließen, verfahren sie in einer Weise, die manchmal deutlich zum Ausdruck brachte, wer in der internationalen Gelehrten-Republik ein angesehenere Mann war, obgleich ihm in seiner Heimat hohe Titel und Aemter vorerhalten blieben. Das führte zuweilen zu kleinen Zwischenfällen, wie in der Scene, die den Gegenstand des Geschichtchens bildet. Auf die beharrliche amerikanische Anrede „Herr Professor“ bemerkte der Angeredete endlich, daß er nicht Professor sei. „Was denn?“ fragte erstaunt der Amerikaner. — „Ich bin Privatdocent.“ — „Aber das waren Sie ja schon vor fünfzehn Jahren, als wir bei Ihnen hörten! Wie soll man sich so etwas erklären?“ — „Das“, erwiderte der deutsche Gelehrte mit gutem Humor, „erklärt sich ganz einfach. In meinem Vaterlande sind glücklicherweise Leute wie ich keine Seltenheit, und es gehen von ihnen dreizehn auf's Hund.“ — „Wir scheinen“, sagte der Amerikaner, „in Ihrem Vaterlande macht man aus den Leuten, von denen dreizehn auf's Hund gehen, Unterrichtsminister.“ Ein Augenblick peinlicher Stille an der Tafelrunde; dann stößt ein ungenirteter Amerikaner seinen Nachbar an und fragt: „Herr Regierungsrath, was sagen Sie dazu?“ — „Ich bin nicht im Kultusministerium“, lautete die achselzuckende vielgelagerte Antwort des Regierungsraths.

(Das Attentat auf General Trepoff.) Der junge Mann, der das Attentat auf den General Trepoff verübte, ist ein Handelskünstler Namens Potokaski. Sein Bruder ist Student und war aus Moskau ausgewiesen worden. Das Attentat steht mit den letzten Vorgängen in Moskau am 18. und 19. December im Zusammenhang. Gerüchtheilwe verlautet, daß die Kugel, die der Attentäter abgefeuert hatte, vergiftet war.

(Familien-Drama.) Man meldet aus Moskau: Hier spielte sich am 16. d. ein erschütterndes Familien-Drama ab. Der Chef der ersten Abtheilung des Kameralhofes, A. W. Bassef, ein Neffe der bekannten Schriftstellerin Bassef, einer Cousine Herzen's, litt seit langer Zeit an Gallensteinen, bis er sich schließlich auf ärztlichen Rath in einer Moskauer Heilanstalt einer Operation unterzog, die nach zwei Stunden seinen Tod herbeiführte. Auf seine Gattin, die der Operation beizuhilfen, übten die Operation und der Tod des geliebten Mannes einen so schrecklichen Eindruck aus, daß sie einige Minuten nach der Heimkehr einem Herzschlage erlag.

(Ein ermordeter Priester.) Man berichtet aus Petersburg: In Mosdof (Tjergobiet) wurde vor einigen Tagen der 64-jährige armenische Oberpriester Chorowicz durch einen Dolchstoß meuchlings in dem Augenblicke ermordet, als er eben im Begriffe stand, sich zum Abendgottesdienste in die Kirche zu begeben. Der Mörder entflohen nach vollbrachter That, und es ist bis heute nicht gelungen, die geringste Spur desselben zu entdecken. Der blutige Dolch wurde unweit der Kirche gefunden. Ebenjo wie über die Person des Attentäters, ist man auch über das Motiv der That vollkommen im Unwissen. Bemerkenswerth ist, daß vor drei Jahren ein Bruder des Priesters, ein

Oberst, ebenfalls in Mosdof ermordet wurde und daß auch dessen Mörder bis heute noch nicht entdeckt werden konnte.

(Ein Fall von Scheintod.) In Accrington (Grafschaft Lancaster) wurde die Leiche einer jungen Frau, die Nachts gestorben war, in einem kalten Zimmer aufgefahrt. Als der Sargmacher an dem Körper das Maß nahm, bemerkte er, daß ein Augenlid regelmäßig zuckte. Der Körper war ganz steif und kalt, aber eine genaue Beobachtung des zuckenden Augenlides bestärkte den Verdacht des Sargmachers, daß die Frau noch lebe. Eifrig nahm der Mann künstliche Athmungsversuche vor, bis endlich eine Hand der Frau schwach die seine preßte. Er schrie dem trauernden Gatten zu: „Um Gottes Willen, Branntwein! Sie lebt!“ Die Frau konnte einen Schluck nehmen. Derselbe Arzt, der den Todenschein ausgestellt hatte, nahm nun die Frau wieder in Behandlung, die wahrscheinlich genesen wird.

(Die Weichheit Noqi's.) General Noqi hat an die englische Presse folgende Dankdepesche gerichtet: Nachdem ich zur Eroberung Port Arthurs so viele Monate benötigt hatte und hierbei so viele Menschenleben aufopfern mußte, fühle ich, daß ich kein Lob verdienen. Das Bewußtsein der Sympathien, die uns das englische Volk zu theil werden läßt, freut jedoch mich und meine Soldaten herzlich und als Vertreter der Belagerungsarmee spreche ich deshalb unjeren innigen Dank aus.

(Aus den letzten Tagen der Belagerung von Port Arthur.) Wie zu erwarten war, treffen jetzt, nach dem Fall von Port Arthur, die Schilderungen von den furchtbaren Erlebnissen der Beteiligten zahlreich ein. Besonders Interesse verdient ein Interview, das der Kriegsberichterstatter der „Daily Mail“ in Tschifu mit Baron Kleist von der russischen Flotte hatte. Baron Kleist erreichte Tschifu mit den letzten Torpedoboot-Zerstörern, die aus Port Arthur entkamen. Er berichtet, daß General Stöfel am 24. December alle Hoffnung verlor, als er ein vor einigen Tagen vom Czar abgeschicktes Telegramm erhielt, das die Mittelstellung enthielt, die Huller Affaire habe das baltische Geschwader aufgehoben. Weiter meldete die Depesche des Czaren, die Flotte könne vor Ende Februar Port Arthur nicht erreichen, und sie entband General Stöfel seines feierlichen Gelübdes, die Stadt bis zum letzten Athemzuge zu halten. Der Czar wies den General an, in Bezug auf die Uebergabe der Festung nach seinem eigenen Ermessen zu handeln. Schon früher, Anfangs November, hatte General Stöfel dem Czar telegraphisch gemeldet, er könne vielleicht nicht länger als bis zum Ende des Monats aushalten. Die Antwort des Czaren meldete die Abreise des baltischen Geschwaders und besah General Stöfel, die Stadt bis zum äußersten zu verteidigen, da etwa Mitte December Hilfe kommen würde. Alle Depeschen des Czaren kamen nach kurzer Verzögerung an, mit einer Ausnahme, einer am 24. December abgeschickten Depesche, in der die Zusage auf baldigen Entlass des Platzes ausgesprochen und der General gedrängt wurde, bis zum äußersten Widerstand zu leisten. Auch alle Depeschen General Kuropatkin's waren hoffnungsfroh, abgesehen von der letzten. Ferner erzählte Baron Kleist: „Es ist sicher, daß die Hauptursache zur Uebergabe der Mangel an Munition für die schweren Geschütze war. In anderen Fällen würde er weiter gekämpft haben. Das japanische Granatenfeuer auf die Stadt war sehr ungenau, aber auf die Forts waren ihre Granaten mit außerordentlicher und unsehlbarer Präcision gerichtet. Von 165 auf Songhuluan gerichteten Schüssen zählte ich 103 Treffer. Die Granaten plagten über den Köpfen der Kanoniere und streckten ganze Bedienung's-Mannschaften nieder. Schon bald nach dem Beginn der Belagerung wurden die Reihen der Artillerie so gelichtet, daß man Infanterie an die Geschütze stellen mußte. Die erste allgemeine Verfügung, die einen Mangel an Munition ankündigte, wurde Anfangs September erlassen; von der Zeit an war man beim Feuern sehr vorsichtig und sparte so viel als möglich an der Munition. Die Kanoniere feuerten erst, wenn die Geschütze vollkommen gerichtet waren und die commandirenden Officiere sich davon überzeugt hatten. Der Befehl, in den Forts Dienst zu thun, wurde von den Mannschaften als Todesurtheil angesehen. Viele Opfer dieser furchtbaren Beschießung, die man je erlebt hat, starben ohne eine äußerliche oder sichtbare Wunde. Infolge der heftigen Erschütterung durch die großen japanischen Granaten ergoß sich das Blut aus den Augen, dem Munde und der Nase, und die Leute, die sich in der Nähe der Explosionsstelle befanden, fielen todt um. In den letzten drei Monaten hatte die ganze Garnison die Hoffnung auf einen Entlass verloren. Die Officiere drängten General Stöfel offen zur Uebergabe, aber er lachte über ihre Befürchtungen und verwies sie streng wegen ihrer nicht soldatischen Haltung. Schließlich waren sie nur noch Automaten, die ohne jede Ueberlegung ihren Dienst thaten, nur noch kämpfen, essen und schlafen konnten. Das ging schließlich so weit, daß der Tod, auch in seiner schrecklichsten Form, auf die Lebenden keinen Eindruck mehr machte. Die dem Tode Geweihten hießen ihr Schicksal willkommen, und die Ueberlebenden beneideten sie darum, daß sie von ihren Leiden erlöst waren.“ Baron Kleist bestätigt auch die früheren Meldungen von der schrecklichen Lage der Krankenhäuser. Er behauptet, daß die Leute zu Hunderten ohne ärztliche Hilfe starben, aber es wäre nicht zu verhindern gewesen, da sich so wenige Aerzte in der Stadt befanden.

(Das Höchste an Gemüthlichkeit) wird aus Amerika berichtet: Ein Einbrecher, der im Hause eines Herrn Wade in Orange (New-Jersey) reiche Beute machte, ließ einen Zettel zurück, auf dem er geschrieben hatte: „Ich wünsche Ihnen ein sehr vergnügtes Neujahr! Ihr ergebener Einbrecher.“ Am folgenden Tage erschien ein Zeitungsintendant des Herrn Wade, das lautete: „Profit Neujahr, Einbrecher! Ich wünsche das alte Silberzeug meiner Großmutter. Schmelzt es nicht ein. Verleihe es und sende mir den Handschein, und ich schicke Euch ein Neujahrsgeschenk, wenn Ihr mir mittheilt, wie ich dies in Eure Hände gelangen lassen kann.“ Der freundliche Einbrecher wird hoffentlich den Wunsch des Herrn Wade erfüllen.

Bade-Ordnung im Volksbad der Hermannstädter allgemeinen Sparcassa Mühlgasse Nr. 4:
Freitag: Bannen- und Brausebäder: 6 Uhr Früh bis 8 Uhr Abends.
Curbäder: 6-1 Uhr und 3-6 Uhr für beide Geschlechter. Badezeit ordinirt 3-4 Uhr. Schwimmbälle: 6-12 Uhr für Damen, 12-8 Uhr für Herren. Schwimmunterricht: 6-8 Uhr Damen, 1-3 Uhr Herren. Dampf- und Heißluftbad: 6-12 Uhr Herren, 3-7 Uhr Damen.

Deutsches Theater.

Hermannstadt, 19. Januar.
„Der Biberpelz.“ Man muß Herrn Stärk aufrichtig Dank dafür wissen, daß er für seine gestrige Benefice-Vorstellung gerade die Hauptmann'sche Diebskomödie gewählt hat. Denn nach all' den Schwanen-Organen der Unwahrscheinlichkeit und schandigen Operetten-Textbüchlein ist es ein wahres Labial, einmal ein Lustspiel zu sehen, das nicht mit Verwechslungen und verheimlichten Ehefrauen arbeitet, das vielmehr einen echten und überzeugenden Lebensauschnitt bedeutet. Und ein Stück Leben zudem, durch das die würzig scharfe Luft der politischen Satyre weht, jener besten Art der Satyre, die auf alle Weizeiten und Zeitenbereiten verzichtet und nur durch die plastische Herausarbeitung realer Gestalten wirken will. In dieser fast niederländischen Kraft der Gestaltung, in ihren so köstlich wahren Figuren ruht der Werth und die Wirkung der Komödie und darum stellt sie wie wenig andere die Darsteller vor eine schwierige, aber um so dankbarere Aufgabe. Die Tendenz des Stückes ist die persiflirte Beipiegelung jener preussischen

Verwaltungs-Pfeger, denen die Ausschmüffelung socialdemokratischer Elemente die Hauptfache, die Sicherheit des Eigenthums und überhaupt alles Andere rein Wurst und Schnuppe ist.

Herr Stärk, gleich beim Betreten der Scene mit minutenlanger Beifallsstundgebung empfangen, leistete mit seinem schwerhörigen, seines staatsbürgerlichen Rechtes vollbewußten und von dielem Bewußtsein durchdrungenen Rentier Krüger in classischer Manier ein wahres bis in's verborgene Fächerchen künstlerisch abgefeiltes Cabinetstück.

Im Mittelpunkt stand Frau Camilla Richter als Wäscherin. Es war die rühmlichste Leistung, die ich von der Dame bisher gesehen, denn sie erwies am klarsten die künstlerische Kraft zur individualisirenden Gestaltung. Sie löste ihre Aufgabe restlos, fand im Umgang mit Mann und Töchtern den richtigen Ton, namentlich dort, wo das trotz aller Berichtigtheit noch lebendige Gemüth zum Durchbruch kam; sie blieb aber auch den wirksamen Zug der überlegenen Schlaueit in den Scenen vor dem Amtsrichter nicht schuldig.

Herr Olmar gab den Wirthshahn; er erheiterte und fesselte durch die prächtige Wiedergabe des bornirten Streberthums, hielt sich von aller Caricatur, von jeder allzudeutlichen Betonung der in der Figur ruhenden Dummheit glücklich frei, legte vielmehr den Hauptwerth auf die Herausarbeitung der neupreussischen Schmeichelei und trug damit sicher den eigentlichen Ablichten des Dichters am besten Rechnung. Die Herren Stärk und Olmar und Frau Camilla Richter wurden vom nahezu ausverkauften Hause ungezählte Male durch Hervorrufe ausgezeichnet. Die Abscheid gab Fr. W. anke sehr ansprechend; die kleine Rolle der Leontine war bei Fr. Gusti Richter gut aufgehoben. Ergötzlich wirkte Herr Moga als Amtsdiener. Der Amtschreiber fand durch Herrn Zell eine treffliche Wiedergabe. Von dem eigentlichen Dieb des Herrn Kromann läßt sich das nicht behaupten; er erlitt einen Rückfall in's Turibrückerische und hatte obendrein noch fatales Pech mit seinem widerpenfentigen Badenbart. Die übrigen Rollen wurden von den Herren Lechner (Notes), Kunst (Wulffow) und Guntner (Dr. Fleischer) und Frau Kunst (Frau Notes) mit gutem Gelingen abolvirt.

Neueste Nachrichten.

Wien, 18. Januar. Von unterrichteter Seite wird die Meldung der „Politik“ von einer bevorstehenden Reconstruction des Ministeriums Gauthich als ganz unbegründet bezeichnet. Es kann als sicher angenommen werden, daß das Ministerium in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung sich dem Parlament vorstellen wird. Ob vielleicht in späterer Zeit eine theilweise Reconstruction des Cabinets stattfinden wird, hängt von der Gestaltung der parlamentarischen Verhältnisse ab.

Original-Telegramme.

Genève, 19. Januar. Bisher streifen 184.868 Bergleute.
Paris, 19. Januar. Loubet wird morgen die Persönlichkeiten bestimmen, welche er mit der Cabinetbildung betraut. Als solche werden Briffon, Garrien und Rouvier genannt.
Belgrad, 19. Januar. Die Anleihe und die Kanonenfrage führten in unerwarteter Weise zu einer heftigen Fehde zwischen der Regierung und den Hofkreisen.
Petersburg, 19. Januar. Die russische Offensive ist bevorstehend. Kuropatkin wird eine starke Offensive in der Ebene des Hunnosuffes mit 350.000 Mann versuchen.
Tokio, 19. Januar. Der englische Dampfer „Bartre“, mit Contrebande für Wladimostok, wurde von den Japanern geflapert.

Fremden-Liste

vom 19. Januar.
Hotel Wäntzer Kaiser. Schuller, Hauptmann, von Prag; Lehmann, Kaufmann, von Hamburg; Schneider, Kaufmann, von Kaufenburg; Simai, Szilard, Jiljak, Lebl, Wollner, Kaufleute, von Budapest; Drob, Weiß, Katic, Kaufleute, von Wien.
Hotel Neuhirrer. Wolff, Kaufmann, von Prag; Wenzel, Pfarrer, von Rimnik.
Hotel Welker. Dr. Manes, Advocat, von Facket; Griner, Goldhändler, von Schönbürg; Primus, Deamter, Zehner, Rejender, von Kronstadt; Afer, Deconom, von Kelling; Wagner, Prediger, von Kagenhof; Rebl, Fischer, Rejende, von Wien.

Stadt-Theater in Hermannstadt.

Direction: Leo Bauer.
Samstag den 21. Januar 1905:
Suspendu Nr. 9. Das Schwalbennest. Suspendu Nr. 9.
Operette in drei Acten von Henri Hervé la v.
Cassa-Eröffnung 6 Uhr. — Anfang 7 Uhr.

Budapester telegraphischer Börsen- und Effecten-Cours

Table with 2 columns: Item and Price. Includes entries like 4 1/2% unq. Goldrente, 1860-er Lose, Ungarische Credit-Actien, etc.

Wiener telegraphischer Börsen- und Effecten-Cours

Table with 2 columns: Item and Price. Includes entries like 4 1/2% unq. Gold-Rente, 1860-er Lose, Ungarische Credit-Actien, etc.

Hermannstädter Münzen-Platzours

Table with 2 columns: Item and Price. Includes entries like Ducaten, Reich (Noten), Reich (Silber), etc.

